



JACK LANCE

DAS
BIEST

Weltbild

Das Biest

Der Autor

Jack Lance hat lange als Redakteur für große Nachrichtenmagazine gearbeitet. In den Niederlanden und Belgien sind von ihm zahlreiche Psychothriller erschienen. Seine Bücher wurden verfilmt, für Theaterstücke adaptiert und in mehrere Sprachen übersetzt. Unter seinen Fans gilt Jack Lance als der »niederländische Stephen King«. Er lebt in der Nähe von Venlo und schreibt derzeit an seinem nächsten Roman.

www.jacklance.com

Jack Lance

Das Biest

Roman

Aus dem Niederländischen
von Edda Milo

Weltbild

Die niederländische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Hellevanger*.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Jack Lance
(www.jacklance.com)

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by
Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Agentur EDITIO DIALOG,
Dr. Michael Wenzel, Lille, Frankreich

(www.editio-dialog.com)

Übersetzung: Edda Milo

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Redaktion: Dr. Ulrike Strerath-Bolz, Friedberg/Bay

Umschlaggestaltung: Jarzina kommunikationsdesign, Holzkirchen

Umschlagmotiv: Fotografie, Composing: © Thomas Jarzina

Satz: Catherine Avak, Iphofen

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-86365-626-3

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Viele können bequem ohne die Wahrheit leben.

Aber niemand ist stark genug, um
auch ohne Illusionen leben zu können.

Gustave Le Bon

Erinnerungen versüßen das Leben.

Aber allein das Vergessen macht dies möglich.

Enrico Cialdini

Prolog

Die Frau rannte mit schreckensweit aufgerissenen Augen durch den Wald. Sie drehte sich kein einziges Mal um. Ihr Gesicht war schweißbedeckt, ihr Herz überschlug sich. Sie musste weg von hier, so weit wie möglich. Alles kam ihr noch immer wie ein böser Traum vor. Aber sie träumte nicht! Sie blieb nun doch kurz stehen und hörte außer ihrem eigenen keuchenden Atem nichts.

Obwohl sich eine Panikattacke ankündigte, zwang sie sich, im Schutz des grünen Blätterdachs geräuschlos weiterzugehen. Dass sie in diesem riesigen Wald umherirrte und jegliche Orientierung verloren hatte, machte ihr nichts aus. Sie musste nur versuchen, in die Zivilisation zurückzukehren. Irgendwo hinter diesem Wald musste sie sein, und sie würde auf Menschen treffen, bei denen sie sich in Sicherheit bringen konnte.

Die Frau hastete weiter. Durch ein Labyrinth von Bäumen und Gebüsch, über dunkelbraunes Laub und abgebrochene Zweige, die unter ihren Füßen knisterten und knackten. Während sie weiterhetzte, warf sie einen Blick nach oben.

Dabei passierte es. Sie verlor den Boden unter den Füßen und stürzte. Mit einer Schulter schlug sie hart auf und unterdrückte einen Schrei. Sie strauchelte und taumelte unkontrolliert immer weiter nach unten und überschlug sich dabei. Sie hatte das Gefühl, als wäre ein Hammer auf ihrem Kopf gelandet. War sie auf einem Stein aufgeschlagen? Oder auf einem Felsbrocken? Sie lag auf dem Rücken, ein Arm hatte sich unter

ihr verrenkt, und sie meinte, das Plätschern von Wasser zu hören. Eine Schmerzwelle überrollte sie, während sie zum grauen Nachmittags Himmel hochsah.

Dann trübte sich ihr Blick, und sie sah den geflügelten Teufel über sich schweben. Sie fühlte sich wehrlos und verloren.

Die Augen in dem Wolfskopf würden sie aufspüren.

Plötzlich verdunkelte sich der Himmel, und von einem auf den anderen Moment wusste sie nichts mehr.

TEIL I

Amnesie

Was bedeutet wach werden? Wo verläuft die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit? Du überschreitest sie und betrittst unmerklich eine andere Welt. Du wirst dir deiner selbst und der Umgebung bewusst. Du bist wie die Sonne, die die Finsternis verdrängt.

Auch sie überschritt die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit. Aber es blieb dunkel um sie. Sie wusste nicht, wo sie war und wie sie hieß.

In der Nähe plätscherte Wasser. Ein Bach? Ein Wasserfall? Die Frau versuchte, sich mit verschränkten Armen gegen eine aufkommende kühle Brise zu schützen. Aber es funktionierte nicht.

Sie lag ausgestreckt auf dem Rücken. Mit dem Wind kam die Kälte, die leichtes Spiel mit ihrem Körper hatte. Sie fragte sich, warum sie nicht wusste, wo sie war und was sie hier in der Kälte tat. Doch mehr noch quälte sie die Frage, warum sie ihren Namen vergessen hatte.

Heftiger Schmerz durchfuhr ihre rechte Schläfe. Als sie versuchte, mit der rechten Hand über die Stelle zu streichen, gelang ihr das merkwürdigerweise nicht. Die andere Hand konnte sie mühelos anheben. Sie massierte mit den Fingern ihren pochenden Kopf und ertastete dann mit den Fingerspitzen eine merkwürdige Schwellung an ihrem Hinterkopf, die sich feucht anfühlte. Sie blutete.

Ihre Hand fuhr durch ihr langes braunes Haar und über

ihre Kleidung: Jeans und Bluse unter einer kurzen Jacke. Dann sank ihr Arm kraftlos neben sie und landete auf nassen Steinen.

In der undurchdringlichen Finsternis vernahm sie nur das gurgelnde Wasser und das Flüstern des Windes. Mit halb zusammengekniffenen Augen versuchte sie in der Dunkelheit etwas zu erkennen. Es gelang ihr nicht.

Wo bin ich? Was ist mit mir geschehen?

Und immer wieder die andere quälende Frage.

Wer bin ich?

Es machte ihr Angst, dass sie immer noch nichts über ihre Identität wusste. Ihr Herz begann erneut heftig zu pochen.

Erst jetzt begriff sie, warum sie nur ihren linken Arm bewegen konnte. Der andere war unter ihrem Rücken eingeklemmt und völlig gefühllos. Als sie einen neuen Versuch machte, sich auf den linken Arm zu stützen, wurde ihr schwindelig und ihr Kopf fühlte sich an, als drohte er zu bersten. Tränen schossen ihr in die Augen, und die Schmerzen raubten ihr fast den Atem. Die Frau kniff in ihren eingekeilten Arm. Aber genauso gut hätte sie jemand Fremden kneifen können.

Sandy? Christine? Lucy? Joanne? Roberta?

Sie suchte nach einem vertrauten Namen. Keiner weckte eine Erinnerung.

Langsam kehrte das Gefühl in ihren Arm zurück, verbunden mit einem Prickeln wie von tausend Nadeln, die durch Mark und Bein gingen.

Die Frau biss sich fest auf die Unterlippe und unterdrückte einen Schrei.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße«, murmelte sie heiser und

schmeckte die salzigen Tränen, die über ihre Wangen liefen. Ihre ersten Worte waren an niemand in dieser unbekannten Welt gerichtet. Sie saß zusammengesunken auf der Erde und presste den rechten Arm gegen ihren Unterleib. Kurz verschwand die Welt, in die sie eben erst zurückgekehrt war, wieder im Nebel, und sie befürchtete, erneut in das Land der Träume und Albträume abzudriften.

Zum Glück ließ der Schmerz in ihrem Arm langsam nach. Ein dumpfes Pochen blieb und signalisierte ihr, dass ihr Arm vermutlich gestaucht war.

Der Wind war inzwischen eisig geworden. Er biss ihr ins Gesicht und drang durch ihre Kleidung, sodass sie am ganzen Körper bibberte. In ihre Nase kroch der Geruch von faulenden Pflanzen und morschem Holz. Es war Nacht, und das plätschernde Wasser suggerierte ihr, dass sie an einem Fluss oder Bach lag. Und sie war allein.

Allein?

Hatte sie sich die Verletzungen am Ende selbst beigebracht?

Lachhaft. Wenn sie sich nicht so miserabel gefühlt hätte ...

Sie versuchte weiter, in der Dunkelheit etwas zu erkennen, und konnte nun undefinierbare Schatten ausmachen.

Steine und Felsen? Sträucher? Pflanzen oder Bäume?

Sie versuchte vergebens, aufzustehen. Auch mit ihren kraftlosen Beinen stimmte etwas nicht. Sie ließ sich wieder vorsichtig auf ihren unverletzten linken Arm sinken.

Ein erneuter Versuch, und dieses Mal klappte es besser. Zwar schwankte sie wie eine Betrunkene und hatte keinen blassen Schimmer, wohin sie gehen sollte, machte aber trotzdem zögernd einige Schritte. Sehr vorsichtig, mit aus-

gestreckter linker Hand wie eine Blinde, weil sie nicht über ein unsichtbares Hindernis stolpern wollte. Trotzdem landete sie mit den Füßen ins Wasser. Sofort waren ihre Schuhe durchweicht. Erschrocken machte sie eine Kehrtwende und torkelte in die andere Richtung.

Die Schatten schienen langsam Gestalt anzunehmen. Einer türmte sich vor ihr zu einer Böschung auf, und sie zögerte kurz, bevor sie hinaufkletterte. Ihr Kopf fühlte sich an wie Watte, wie in einer vernebelten Traumwelt. Vielleicht war das eine Erklärung. Vielleicht erlebte sie das alles nicht in Wirklichkeit. Vielleicht ritt sie noch auf den letzten Schwingen eines Traumes.

Nein, entschied sie. Das hier war die Wirklichkeit. Sie befand sich draußen, es war mitten in der Nacht, und sie war von Gott und aller Welt verlassen. Aber wie konnte sie da so sicher sein? Was war überhaupt sicher?

Langsam krabbelte sie die Böschung hoch und zerkratzte sich dabei ihr Gesicht im Unterholz. Sie schob es beiseite und schaute wieder nach oben in den schwarzen Himmel.

Da war etwas.

Sie schauderte. Es war eine kurze Vision von etwas Bedrohlichem, die ihr aber sofort wieder entglitt.

Sie krabbelte weiter bergauf, bis sie endlich oben ankam und auf dem Boden mit ihren Händen stechende Tannennadeln, Blätter, Sand und Steinchen ertasten konnte.

Sie fühlte sich klein und verletztlich. Die Schmerzen in ihrem rechten Arm nahmen wieder zu, sie glaubte, jeden Teil ihres malträtierten Körpers zu spüren und ihr Kopf ...

Die Beule schmerzte höllisch, und der Schmerz machte es ihr unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen.

In ihrer Nähe raschelten Blätter.

Ihr Herz klopfte bis zum Hals, als sie den Kopf in Richtung des Geraschels drehte. Sie erwartete ...

Was?

Dass sich aus dem Laub etwas vor ihr aufrichten würde. Etwas, das aus dem dunklen Himmel herabgefallen war. Etwas, das schuld daran war, dass sie sich in dieser Lage befand, in dieser unbekanntem Welt mit ihren Verletzungen.

Aber es geschah nichts. Das Rascheln der Blätter hatte aufgehört. Vielleicht war es nur der Wind gewesen?

Neue Baumstämme ragten vor ihr in die Höhe.

Demi? Fiona?

Nein, auch diese Namen stimmten nicht. Kein Echo in ihr. Sie durchsuchte ihre Jackentaschen und fand nichts. Danach die Hosentaschen. In der linken Tasche ertasteten ihre Finger etwas Kaltes. Metall vielleicht. Schlüssel, vermutete sie. Wovon?

Und wie sollte sie aus diesem Wald hinausfinden, der sich unendlich ausdehnen konnte? Was erwartete sie hinter diesen Bäumen?

Schließlich gelang es ihr, auf die Beine zu kommen und orientierungslos weiterzustraukeln, um dann sogleich wieder in einem Gebüsch zu landen, das ihr die Unterarme zerschrammte.

Wieder rappelte sie sich auf und flüchtete in die andere Richtung. Äste knackten, Blätter raschelten unter ihren Füßen.

Ein falscher Schritt, und der linke Fuß verhakte sich an ihrer rechten Ferse. Sie taumelte erneut und versuchte vergeblich, sich irgendwo festzuhalten. Zwar konnte sie mit

beiden Händen den Sturz abfangen, allerdings mit dem Effekt, dass es sich anfühlte, als würden flammende Speerspitzen auf sie abgefeuert. Sie krümmte sich vor Schmerz und hielt die malträtierten Hände hoch.

Als es endlich nachließ, erhob sie sich wieder und ging weiter in dieser Welt, die Wirklichkeit war und doch noch immer so unwirklich erschien. Wann würde sie stürzen und nicht mehr aufstehen können? Ihr Körper verlangte nach Ruhe und ihr Kopf nach Antworten. Beiden Wünschen konnte sie nicht entsprechen. Sie wollte aufgeben und schleppte sich doch weiter. Ihre Kehle war trocken. Sie brauchte Wasser.

Die sonderbare Welt veränderte sich wieder. Das Gefühl, wach zu sein, verebbte. Nur der Traum blieb. Sie dachte nicht mehr darüber nach, wer sie war und was mit ihr geschehen war. Nur das eigenartige Gefühl blieb, dass sich Verstand und Körper voneinander getrennt hatten. Wie ein Gespenst geisterte sie durch die Nacht. Sie stolperte und stieß gegen Bäume, ohne etwas zu fühlen. Sie tastete sich weiter voran in dieser Welt ohne Tageslicht. Einer Welt, in der es keine Dörfer oder Städte gab. Die nur aus Wald und Finsternis bestand.

Ab und zu blieb sie stehen und lauschte. Danach irrte sie mit geöffnetem Mund weiter. Der kräftige Wind wurde immer eisiger.

Sie faltete die Hände und blies in die Kuhle zwischen Daumen und Zeigefinger. Es nutzte nichts, es wurde ihr davon nicht wärmer. Trotzdem pustete sie weiter, Schritt für Schritt. Bis ihr wieder schwindelig wurde, als ob in ihrem Kopf ein Sturm aufzöge.

Wieder fiel sie hin, am Ende ihrer Kraft. Auf allen Vieren kroch sie zum nächstbesten Baumstamm, lehnte sich mit dem Rücken dagegen, umschlang mit beiden Armen ihre Beine und machte sich ganz klein.

2

Jonathan Lauder erwachte frühmorgens, kurz vor fünf Uhr. Draußen war es noch dunkel. Es war Donnerstag, der 24. Juni.

Während seiner zweijährigen Dienstzeit beim britischen Militär hatte er keine Probleme gehabt, so früh aufzustehen. Er war praktisch jeden Tag (nun gut, *fast* jeden Tag) vor dem ersten Hahnenschrei frisch und munter aus den Federn gewesen.

Aber letzte Nacht hatte er unruhig geschlafen und fühlte sich miserabel, was aber nicht nur am Schlafmangel lag. Jonathan rollte sich aus dem Bett und schlurfte ins Badezimmer. Aus dem Spiegel sah ihm ein Dreißigjähriger entgegen, mit kurz gestutztem, schwarzem Haar und Ringen unter den Augen.

Er stieg aus seinen Boxershorts und absolvierte sein morgendliches Duschritual. Danach suchte er sich bequeme Kleidung zusammen. Jeans, weißes T-Shirt und ein kariertes Oberhemd. Nach dem Ankleiden war er reisefertig und hatte noch Zeit genug, um zu frühstücken. Mit gefülltem Magen startete es sich besser in einen voraussichtlich langen Tag. Eine der Weisheiten aus seiner Militärzeit, die nun auch schon an die zehn Jahre zurücklag.

Seine Reisetasche hatte er bereits am Vorabend gepackt, so dass er nur noch Geoffrey Combs anrufen mußte, der aber erst ab acht Uhr zu erreichen war.

In der kleinen Küche seines Reihenhäuschens im englischen Chelmsford drehte er den Gasherd an und stellte eine Pfanne auf die Flamme. Er ließ Butter zerlaufen und schlug zwei Eier hinein. Während sie brutzelten und einen leckeren Geruch verbreiteten, kam der Hunger automatisch. Wann hatte er zuletzt etwas gegessen? Er konnte sich nicht wirklich daran erinnern. Gestern Abend jedenfalls nicht. Vielleicht gestern Mittag? Sicher war das nicht. Aber das Thema Essen war in den letzten Tagen auch nicht wirklich relevant für ihn gewesen.

Die Zeit verstrich quälend langsam. Um halb sieben hielt er es nicht mehr aus und machte sich auf den Weg. Dann würde er eben ein wenig länger auf dem Flughafen herumhängen.

Jonathan zog seine braune Sommerjacke an, packte das Wochenendgepäck und schloss die Tür hinter sich ab. Er stieg in seinen dunkelblauen Mazda und fuhr über nasse Straßen zum Flughafen London Heathrow. Obwohl sein Flug erst in vier Stunden ging, trat er das Gaspedal durch. Seine innere Unruhe wuchs, je näher er zum Flughafen kam.

Er parkte sein Auto und nahm den Shuttlebus zum Abflugterminal. Als er dort ankam, stellte er fest, dass es erst zwanzig vor acht war. Immer noch zu früh, um anzurufen.

Stattdessen wählte er eine andere Nummer und hörte, wie er erwartet hatte, die Mailboxansage, die ihm schon seit Tagen auf die Nerven ging.

Inzwischen war es fünf vor acht geworden, und er rief sein Büro an. Beim ersten Versuch nahm niemand ab. Als er es drei Minuten später nochmals versuchte, nahm sein Kollege Geoffrey das Gespräch an.

»*Write Thing*. Sie sprechen mit Geoffrey Combs.«

»Jon hier. Guten Morgen.«

»Jon! Ich bin gerade zur Tür rein und habe die Jacke noch an.«

»Kann ich mir denken, ich bin reichlich früh. Ich will dir nur kurz mitteilen, dass ich die kommenden Tage nicht ins Büro komme. Es ist etwas dazwischen gekommen.«

»Was denn?«

»Erzähle ich dir später. Notfalls kannst du mich übers Handy erreichen.«

»Gibt es etwas hier, das ich wissen oder beachten sollte?«, wollte Geoffrey wissen.

»Nicht wirklich. Nun ja ...«

Obwohl ihn andere Sorgen quälten, merkte Jon, wie wichtig ihm seine Firma und seine Kunden waren, die er durch seine Abwesenheit nicht verprellen wollte.

»Doch, eigentlich sollte heute das Konzept für die neue Fosters-Kampagne fertig sein. Jacques rechnet fest damit, zumal er mir bereits eine Woche Aufschub gewährt hat ...« Jon nagte an einem Finger. Zufriedene Auftraggeber waren sein Kapital. Und Fosters war einer seiner wichtigsten, er wollte ihn keinesfalls verlieren. Allerdings hatte er in den letzten Tagen keinen Nerv für geschäftliche Angelegenheiten gehabt. Selbst Jacques hatte er nicht angerufen und um einen erneuten Aufschub gebeten. Dabei war der Mann nicht unbedingt wegen seiner Geduld bekannt. Die Befürchtung, dass er ihnen den Auftrag entzog und zur Konkurrenz ging, war nicht unbegründet.

»Kann ich dabei helfen?«, fragte Geoffrey.

»Nein, ich ...«

Ich habe die Hälfte des Konzepts fertig und kann es jetzt nicht mehr aus der Hand geben, hatte Jon eigentlich antworten wollen. Aber Geoffrey war ein Profi, auf dessen Kreativität man sich jederzeit verlassen konnte.

»Ja«, seufzte er. »Das wird wohl das Beste sein.« Er erklärte kurz, wie weit er mit dem Konzept war und was noch zu tun war. Geoffrey versprach, sich sofort darum zu kümmern.

»Alles andere kann warten, bis ich zurück bin.«

»In Ordnung«, sagte Geoffrey und fügte hinzu: »Hat das, was du nun vorhast, mir ihr zu tun?«

Jonathan beschloss, nicht weiter um den heißen Brei heranzureden.

»Ja, es geht um sie.«

»In Ordnung, Jon. Viel Glück und viel Erfolg.«

»Vielen Dank.«

Nach dem Gespräch warf er einen Blick auf die Abflug-Anzeigen. Erst mal der Flug. Und danach? Wieder spielten seine Nerven verrückt. Ruhe bewahren.

Immerhin war er unterwegs.

Eine kalte, graue Decke schien sich auf die Welt aus Gehölzen und Sträuchern gelegt zu haben. Die junge Frau atmete tief den süßen Geruch knospender Blumen ein, von frischem Holz, Gras und Moos. Sie befand sich immer noch in diesem fremdartigen Wald, allerdings war es jetzt nicht mehr dunkel. Seit Anbruch der Morgendämmerung sah die Welt ganz anders aus. Nicht mehr dieser Albtraum, in dem ihr womöglich etwas oder jemand auflauerte. Allerdings wusste sie nach wie vor nicht, wo sie war, geschweige denn, *wer* sie war. Noch immer hatte sie das Gefühl, als hätte in ihrem Körper eine Kernschmelze stattgefunden.

In welche Richtung sie auch sah, war sie von Bäumen umgeben. Sie lauschte den Geräuschen des Waldes, hörte einen zwitschernden Singvogel und einen Specht, der sein *ok-kloklok* hören ließ. Sehen konnte sie die Vögel nicht, aber ein Schwarm dieser Viecher konnte jederzeit aus dem frischen Grün der Baumkronen auffliegen. Geflatter und scharfe Schnäbel! Sie konnte nur mühsam einen Schrei unterdrücken.

Ich muss weg hier und sehen, dass ich weiterkomme.

Das Aufstehen bereitete ihr Mühe. Mit beiden Händen zog sie sich an dem Baumstamm hoch, an den sie sich den Rest der Nacht gelehnt hatte. Sie setzte ihren Weg fort und stieg ziellos über Äste und Baumwurzeln.

Ein großer grüner Strauch versperrte ihr den Weg. Sie

versuchte, ihn zu umrunden, aber ihre Jeans verfang sich an einem Ast mit scharfen Dornen. Vorsichtig befreite sie sich und ging weiter. Als sie glaubte, der Wald würde sich ein wenig lichten, beschleunigte sie ihre Schritte.

Aber weder der schmerzende rechte Arm noch das nagende Kopfwahl waren ihr eigentliches Problem. Es waren vielmehr die fehlenden Erinnerungen daran, wer sie war und was um alles in der Welt sie in diesem Wald zu suchen hatte.

Über ihr hing eine triste graue Wolkendecke. Der helle Fleck, den sie zuvor gesehen hatte, schien ein Ausgang aus diesem Urwald zu sein, und sie versuchte, noch schneller dorthin zu kommen. Zu schnell. Ihre Füße verfangen sich in Baumwurzeln, und sie stürzte erneut. Der anschließende grausame Schmerz, der durch ihren Körper schoss, signalisierte ihr, dass sie auf ihrem verletzten rechten Arm gelandet war. Sie biss die Zähne zusammen und kniff die Augen so fest zu, dass ihr die Tränen über die Wangen liefen. Lang und gequält heulte sie in den Wald und hatte die Empfindung, als ob sie ins Bodenlose fiel. Nach einiger Zeit verschwand auch dieses Gefühl wieder.

Die Frau kam wieder auf die Beine und konnte das Labyrinth von Stämmen endlich hinter sich lassen. Vor ihr schlängelte sich ein schmaler Waldweg bergab, in der Ferne erkannte sie violette Hügel. Sie folgte humpelnd dem Weg, der wenig später noch steiler abfiel. Er führte an Steinkolosse vorbei und ähnelte bald einem ausgetrockneten Flussbett, in das sich tiefe Furchen eingegraben hatten. Der Wald wich immer weiter zurück und machte an einer Seite offenem Weideland Platz. Weiter unten sah sie nun auch die

ersten Häuser. Noch wirkten sie sehr klein, aber es waren *wirklich* Häuser.

Sie schleppte sich mühsam weiter. Plötzlich endete der kleine Pfad und mündete in einen breiteren, schlecht asphaltierten Weg mit unzähligen Schlaglöchern.

Sie hatte die Häuser erreicht, darunter einige große Villen. Sie schleppte sich an ihnen und einer hohen Hecke vorbei.

Schritt für Schritt. Schritt. Für. Schritt.

Die Frau merkte weder, dass die Hecke endete und sie auf eine noch breitere, ordentlich asphaltierte Hauptstraße stolperte, noch sah sie das Auto, das um eine Kurve bog und mit Vollgas auf sie zuhielt.

Jonathan hatte sich mit den übrigen Passagieren zum Boarding eingereiht und zeigte einer Mitarbeiterin von British Airways seine Bordkarte.

»Guten Flug«, wünschte sie ihm.

Er hastete durch die Schleuse zu der wartenden Boeing 737 mit dem rotblauen Logo von BA. Auf die freundliche Begrüßung der beiden Stewardessen am Eingang der Maschine reagierte er nur mit einem gequälten Lächeln.

Jonathan konnte es kaum erwarten, dass der Flieger endlich abhob und ihn nach Dyce Airport in Aberdeen brachte. Nachdem er seinen Fensterplatz gefunden hatte, verstaute er die Jacke und den kleinen Koffer über sich im Gepäckfach, nahm Platz und schnallte sich an. Wenig später erschien sein Sitznachbar, ein schwergewichtiger Mann, der sicher an die hundert Kilo wog und womöglich auf einen Herzanfall zu steuerte.

Auf den ersten Blick wirkte er wie ein Fünfzigjähriger, beim näheren Hinsehen jedoch höchstens um die Vierzig. Er hatte ein junges Gesicht und vermutlich nur unsolide gelebt. Jonathan sah ungerührt zu, wie sich der Dickwanst in den Sitz wuchtete und dabei schnaufte wie ein Walross. Nur mit Mühe konnte er den Gurt über seinem Bauch schließen.

»Hi. Ich bin Bob«, sagte der Mann und sah Jon an.

»Jonathan«, antwortete der.

»Verdammte Verspätung schon wieder. Auf was ist heute noch Verlass?«, meckerte Bob.

»Auf den Tod und das Finanzamt«, erwiderte Jonathan sarkastisch. Er sah auf seine Uhr und fluchte insgeheim. Tatsächlich, die geplante Abflugzeit von Flug BA 4237 war weit überschritten. Eigentlich war der Start für 10.55 Uhr geplant gewesen; seine Uhr zeigte inzwischen schon 11.35.

»Alles in Ordnung?«

»Wie bitte?«

»Haben Sie Flugangst?«, fragte Bob und sag ihn besorgt an.

»Flugangst?«

»Oder haben Sie gerade in eine Zitrone gebissen?«

Jonathan probierte zu lächeln. »Ich dachte gerade über etwas nach.« Aus dem Augenwinkel beobachtete er eine Stewardess, die damit beschäftigt war, die Gepäckfächer zu schließen. Während die letzten Passagiere ihre Plätze einnahmen, begrüßte sie der Purser über das PA-System. Nun noch die Sicherheitsinstruktionen, und dann würde die Maschine endlich zur Startbahn rollen.

Jonathan dachte an Rachel. Die ganze Zeit hatte er überlegt, die Polizei anzurufen, was vielleicht auch besser gewesen wäre. Aber letztendlich hatte er zu wenig Vertrauen in sie gehabt. In einer Stunde würde er in Schottland landen und konnte das immer noch nachholen, falls ihm keine andere Wahl blieb. Vielleicht saß sie irgendwo gesund und munter herum.

Es kann doch nicht sein, dass ich der Einzige bin, der sich um sie Sorgen macht. Und wenn ihr tatsächlich etwas zugestoßen ist, dann hätte ich es auf die eine oder andere Art inzwischen erfahren.

War sie vom Erdboden verschwunden? Einfach so? Irrendwo musste sie doch sein, oder?

Die 737 setzte sich mit einem kleinen Ruck in Bewegung, und wenig später befanden sie sich in der Luft. In Gedanken versunken starrte Jonathan aus dem Fenster. Plötzlich stand eine Stewardess neben ihnen und fragte Bob und ihn, was sie trinken wollten. Bob nahm Cola, er Kaffee. Der Trolley wurde eine Reihe weiter geschubst.

Während das Flugzeug über eine schneeweiße Wolkendecke glitt, nippte Jonathan an seinem Kaffee. Einige Wolken erhoben sich wie Eisberge aus einer polaren Landschaft. Still und mysteriös.

Was sollte er nach der Landung in Aberdeen unternehmen? Es bot sich an, ihre Tante Elizabeth anzurufen. Wenn jemand wusste, wo Rachel war, dann sie.

Er konnte auch zum Old Wheel gehen, einem Bed&Breakfast, wo seine Freundin jedenfalls bis Montag übernachtet hatte. Dort war sie vorgestern, am Dienstagmorgen, abgereist. Seither fehlte jede Spur von ihr. Wie war noch der Name der Besitzerin? Ach ja, Lorene.

Elizabeth und Lorene würden ihm schon weiterhelfen.
Oder?

Wie aus dem Nichts tauchte die taumelnde Frau vor Stephen Mackenzies Auto auf. Er erschrak fast zu Tode, trat dann hart auf die Bremse, kam ins Schleudern und verlor an Geschwindigkeit. Aber es dauerte zu lange, er konnte ihr nicht ausweichen und wartete auf den Aufprall.

Im letzten Moment gelang es ihm, das Steuer herumzureißen und an ihr vorbeizuschlingern. Als sein Renault zum Stillstand gekommen war, starrte er ängstlich in den Rückspiegel. Und obwohl er immer noch glaubte, sie erwischt zu haben, stand sie noch da. Das war knapp gewesen.

Er zitterte am ganzen Körper und fühlte, wie sich auf seiner Stirn Schweißtropfen bildeten.

Um Gottes willen, fast hätte er sie überfahren.

Totgefahren.

Er beobachtete sie weiter im Rückspiegel. Wie ein Standbild aus Fleisch und Blut stand sie da. Scheinbar unverletzt, nicht einmal erschrocken. Er schätzte sie auf Ende zwanzig, vielleicht dreißig.

Er öffnete die Wagentür und stieg mit weichen Knien aus.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?«

Sie starrte mit leerem Blick in die Ferne. Als ob sie blind wäre. Blind und taubstumm zugleich.

»Das war verdammt knapp«, brummte er.

Sie gab keine Antwort und schien ihn noch immer nicht zu bemerken. Was war mit der Frau los? Sie sah aus wie nach

einer Schlammschlacht. Ihr Gesicht war dreckverkrustet – oder war das Blut? Die Bluse hing ihr aus der Hose, genauso zerfetzt wie ihre Jacke. Hatte sie mit jemandem gekämpft? Aber dann konnte sie doch eigentlich nicht blind sein. Womöglich war ihr dieser Jemand noch auf den Fersen? Stephen sah sich jedenfalls vorsichtig um und ging erst auf die Frau zu, nachdem er sicher war, dass ihr niemand folgte.

»Geht's wieder?«

Immer noch keine Reaktion.

»Was ist los mit Ihnen?«, fragte er freundlich. »Sie müssen keine Angst vor mir haben.«

Hinter ihr tauchte ein anderes Auto auf. Es schlingerte gefährlich nah an ihnen vorbei und verschwand laut hupend hinter der nächsten Straßenbiegung.

»Woher sind Sie?

Sie schwieg weiter, und Stephen wurde es langsam unbehaglich. Sollte er in sein Auto steigen und sie einfach hier stehen lassen? Ganz bestimmt nicht, solange er nicht sicher war, ob und wie er der jungen Frau helfen konnte. Vielleicht war sie auf Drogen. Man hörte ja die verrücktesten Dinge, was die jungen Leute so alles anstellten.

Sie schien nicht seine Sprache zu sprechen, jedenfalls blieb sie weiter stumm und starrte geistesabwesend vor sich hin.

Da Stephen jeden in der Gegend kannte, wusste er, dass sie ganz sicher nicht von hier stammte. Der kalte Wind blies ihm ins Gesicht, aber daran lag es nicht, dass er dermaßen zitterte. Es war noch immer der Schock, dass er diese Person fast auf den Kühler genommen hatte. Ein weiteres Auto näherte sich. Der Fahrer rollte langsam auf sie zu, und einen

Moment lang sah es so aus, als wollte er anhalten. Aber dann gab er Gas und verschwand.

»Wo wohnen Sie?«, versuchte es Stephen noch einmal.

Wieder keine Antwort, aber zum ersten Mal schien sie nachzudenken. Sie zog die Augenbrauen zusammen und sah ihn an. Also hatte sie ihn gehört. Das war zumindest etwas.

»Wohin wollen Sie?«

»Keine Ahnung«, antwortete sie mit leiser, bröckelnder Stimme.

»Kommen Sie«, sagte Stephen. »Wohin kann ich Sie bringen?«

Sie kaute auf ihrer Unterlippe und zog die Augenbrauen erneut zusammen. Plötzlich gaben ihre Knie nach. Er schoss auf sie zu und fing sie mit beiden Armen unter den Achseln auf.

In diesem Moment beschloss Stephen, die hilflose Frau mit nach Hause zu nehmen. »Hören Sie, ich will Ihnen helfen, ist das in Ordnung? Ich wohne ganz in der Nähe.«

Sie murmelte etwas Unverständliches.

»Kommen Sie«, sagte er und half ihr auf die Beine.

Sie drehte sich zu ihm um und sah den kleinen, nicht allzu großen Mittsechziger an. Er konnte den Zweifel in ihrem Blick erkennen. Dann umklammerte sie mit einer eiskalten Hand sein linkes Handgelenk, als wollte sie sich vergewissern, dass er ein menschliches Wesen war. Wer auch immer sie sein mochte, sie war völlig unterkühlt. Stephen war entsetzt.

Vorsichtig führte er die junge Frau zu seinem Auto. Er musste sie stützen, so sehr taumelte sie.

»Ganz ruhig, dann geht es schon.«

Er öffnete die Beifahrertür und schob sie auf den Sitz. Dann umrundete er den Wagen und klemmte sich hinters Steuer. Hier drinnen war es wenigstens angenehm warm.

Die Frau starrte wieder ins Leere. Stand sie wirklich unter Drogen? War sie misshandelt worden? Von wem? Ihrem Freund? Ihrem Ehemann? War sie geflüchtet?

War sie erst einmal bei ihm, dann würde sich vielleicht alles klären.

Stephen Mackenzies Haus stand fast am Ende der Bisset Street in Whitemont. Bisset Street war zugleich die A944, die nach Alford führte und weiter in die Hügel von Grampian bis hinauf in die rauen, kahlen Highlands. Sein Haus unterschied sich kaum von den anderen Häusern im Dorf. Die Mauern bestanden aus grauem Granit, und das Wohnzimmer zierte ein traditioneller Erker. Gegenüber der Bisset Street rauschte ein Fluss, umsäumt von uralten, stämmigen Eichen.

Kaum eine Viertelstunde nach dem Beinaheunfall parkte Stephen den Renault.

»Wir sind da. Hier wohne ich.«

Die Frau machte keine Anstalten, auszusteigen. Er schüttelte den Kopf, lief wieder um den Wagen und öffnete die Beifahrertür.

»Kommen Sie?«

Obwohl sie aus eigener Kraft aussteigen konnte, stützte er sie auf dem Weg zur Haustür. Er fragte sich, wie er den Schlüssel ins Schloss stecken sollte, während er die Frau im Arm hielt. Aber wie immer half ihm seine bessere Hälfte aus der Verlegenheit. Die Tür flog auf, und Ellen Mackenzie

stand ihm Rahmen. Sie war ein Meter zweiundsechzig groß, Mitte sechzig wie ihr Mann, aber – im Gegensatz zu ihm – ohne jegliche Alterserscheinungen. Ihn plagte seit ein paar Jahren hin und wieder die Gicht.

»Wer ist das denn?«, fragte Ellen mit hoher, strenger Stimme.

»Das ist... Weiß ich noch nicht.«

Sie sah ihn ungläubig an und zog die Augenbrauen hoch. Aber dann nahm sie ihm spontan die Sorge um die junge Frau ab. Energisch schloss sie das hilflose Bündel in ihre kurzen, molligen Arme und bugsierte es ins Haus. Stephen folgte ihnen.

»Sie stand auf der Straße. Ich hätte sie um Haaresbreite ...«

Ellen warf ihm über die Schulter den strafenden Blick zu, den er nun schon fast vierzig Jahre kannte.

»Was hast du denn wieder angestellt? Kannst du nicht aufpassen?«

»Nein, nein, *nein*«, wehrte er sich heftig. Wie so oft. »Es war nicht meine Schuld. *Sie* stand plötzlich mitten auf der Straße.«

Aber Ellen hörte ihm nicht mehr zu. »Kommen Sie, setzen Sie sich!«, forderte sie die junge Frau auf und half ihr auf Stephens weichen grünen Sessel vor dem offenen Kamin. Die Zeiger auf der goldbraunen Kaminuhr zeigten kurz vor zwölf Uhr. Draußen hörte man den Wind heulen, und obwohl es schon Juni war, fühlte es sich an wie ein Herbsttag. Stephen rieb sich die klammen Hände. Wie kalt mochte es *ihr* wohl sein? Er sah, dass ihre Lippen zitterten und ein wenig blau angelaufen waren. Ihre Augen wirkten glasig und

leer. Sie war vollkommen apathisch. Dabei hatte Stephen so viele Fragen an sie. Aber jetzt hatte Ellen erst einmal das Kommando über ihren Gast übernommen.

»Lassen Sie sich mal ansehen«, sagte die und schüttelte ihren grauen Kopf. »Du liebe Güte, wie sehen Sie bloß aus.«

Stephen setzte sich und erzählte nochmals, dieses Mal aber ausführlicher, was passiert war.

»Na, das wird schon«, sagte Ellen. »Ich mache uns einen heißen Tee. Möchten Sie auch eine Tasse?«

Überraschenderweise sah die Frau sie an. »Gerne.«

Zum zweiten Mal hörte Stephen heute ihre weiche Stimme.

»Kommt gleich«, sagte Ellen, verschwand in der Küche und ließ Stephen mit all seinen Fragen zurück. Bevor er die erste stellen konnte, befahl seine Frau aus der Küche: »Hol mal aus dem Gästezimmer eine Decke für sie!«

Seine Ellen – praktisch wie immer.

»Ich beeile mich«, rief er zurück.

Er brachte eine Woldecke, welche die Frau dankbar um sich schlug und bis zum Kopf hochzog. Ihre Zähne klapperten noch immer.

Stephen hielt den Mund, bis Ellen mit dem heißen Tee zurückkam. Sie reichte der Unbekannten eine Tasse und sah zu, wie sie vorsichtig an dem heißen Getränk nippte und dabei die Augen schloss.

»Sind Sie hungrig? Möchten Sie etwas essen?«

Die Frau schüttelte den Kopf.

»Vielleicht sollten wir uns kurz vorstellen. Wir sind die Mackenzies. Ellen, meine Frau, und ich bin Stephen. Und wer sind Sie?«

Die Unbekannte tastete mit einer Hand zu ihrem Kopf und ließ dabei fast die Teetasse aus der anderen gleiten.

»Ist Ihnen nicht gut?«, fragte Ellen erschrocken und sah auf den Scheitel der Frau. »Nehmen Sie mal die Hand da weg und lassen Sie mich nachsehen.«

Die Frau reagierte nicht, verzog nur schmerzverzerrt das Gesicht. Ellen schob mit sanfter Gewalt ihre Hand zur Seite.

»Woher haben Sie das denn?«

»Was?«, fragte Stephen und kam näher.

»Eine offene Beule«, stellte Ellen fest. »Das sieht aber gar nicht gut aus. Ich hole warmes Wasser und reinige die Wunde.« Sie war schon halb im Weggehen, als sie stehen blieb und überlegte. »Vielleicht sollte unser Hausarzt sich die Verletzung ansehen. Das gefällt mir nicht. Was ist denn nur mit Ihnen passiert, Kindchen?«

Die junge Frau beugte den Kopf, und Stephen glaubte zuerst, sie würde nachdenken. Doch dann hörte er sie leise weinen.

»Ich weiß nicht, wer ich bin, woher ich komme ...«, schniefte sie. »Ich weiß überhaupt nichts mehr.«